

Pfefferschotenfischmusketenkatten

Mythologie und Zauberwelt, Piraten und Tiere haben den Kinderliedermarkt fest im Griff.

Das zeigen die ausgewählten Neuerscheinungen, die jeweils Musik und Text miteinander kombinieren.

Zwerge, Wichtel und Trolle leben zurückgezogen. Umso erstaunlicher ist es, dass sich die Bewohner von Höhlen und Felsspalten jetzt verschworen haben, die CD-Welt der Menschen schwungvoll zu erobern. Gleich zwei Neuerscheinungen widmen sich ihrem geheimnisvollen Treiben inmitten der Berge, wo sie die wahren Herren über Edelsteine, Gold und Erze sind. Als Herr wispernd-tuschelnder Zwergestimmen erweist sich indessen Martin Seifert in der liebevollen Patmos-Produktion „Im Land der Zwerge“. Ein Genuss ist seine Stimmakrobatik, mit der er Übergänge zwischen Jürgen Treyz' wie immer gelungener, diesmal an Latino-Folklore orientierter Musik und den eingeschalteten Märchen schafft. Aber auch Volkslieder wie der „Bi-Ba-Butzemann“ und das neuere Lied „Zwickelzwick und Daumendick“ von Dorothee Kreusch-Jacob werden vom „menschlich besetzten“ Wichtelchor Hanna Schüsslers und der Song-Family gesungen. Gemütlich rezitiert Seifert das sprachlich altertümliche Märchen „Grindelwald-Zwerge“ von Jakob Streit und Theodor Colshorns Rumpelstilzchen-Variante „Zwerg Holzrührlein Bonneführlein“, in der sich die Erdmännchen wieder mal von ihrer boshaften Seite zeigen.

Weniger klassische Märchen als eigene Einfälle, knorzige Balladen und trollige Musik verarbeitet Hartmut E. Höfele in „Bei Zwergen, Elfen und Trollen“. Ganz so intim wie bei Grimm und Brentano geht es in seiner „Anderswelt“ nicht zu, dafür sorgen schon

chenwelten bis hin zu Feen und Wassermännern entführen. Das Reich der Nachtalben erweitert sich dabei unmerklich zu einer aufregenden Reise in die Zauberwelt europäischer Mythologie. Höfele selbst hat eine angenehme Sprecher-Stimme, und sein Kollege Walt Bender schafft sensible Klangräume.

Keine Zwerge, aber zumindest kleinwüchsige Blutsauger stellt Igel-Records in seiner Neuerscheinung „Kleine Vampire“ vor. Das Konzept, Gedichte und Geschichten nach bewährtem Rezept zu vermischen und unterschiedlichen Musiken von Frederik Vahle, Georg Feils bis hin zu Rudi Mika gegenüberzustellen, wird erfolgreich fortgesetzt. Großartig ist Vahles „Dracula Rock“, nach dem die Großeltern der Zielgruppe vielleicht schon getanzt haben mögen. An die Stelle des gerinnenden Lebenssaftes tritt Blutwurst-Brot oder Tomatensaft, so dass sich niemand gruseln muss. Mit Blick auf die tierischen Verwandten des transsylvanischen Fürsten wird bei Gina Ruck-Pauquet und Vera Ferrara-Mikura auch von Fledermäusen erzählt, während sich bei der kleinen Lena zu Hause ein bisskräftiger Vampir durch den Riss der Kinderzimmerwand knabbert und ihr die Angst vorm Zahnarzt nimmt.

Anderen blutrünstigen Zeitgenossen wendet sich die neue Patmos-CD „Piraten ahoi!“ zu. Der raueste (Schauspieler-)Bursche von allen ist natürlich Bernd Kohlhepp, ein alter Bekannter dieses Labels. Viel gibt's zu lernen über Piratengesetze und Piratenflüche wie beispielsweise „Donnerwetterstinkrakete-

linger Kinderkantoreien und die zuweilen auftretenden Kinderrezitatoren. Die Liedauswahl rund um den Mond, der seinen tiefblauen Pyjama anzieht, ist dabei überwiegend traditionell, aber hübsch arrangiert und von Nikolaus Esche gefühlvoll abgemischt. Neue und ältere Lieder sowie Bearbeitungen nach spanischen Motiven präsentiert Ulrich Maske vom Jumbo-Verlag bei seiner musikalisch-zoologischen Reise. Die besungenen Szenen, die sich vor allem an kleinere Kinder wenden, lassen sich darüber hinaus mit Hilfe von Bewegungsspielen umsetzen, die Gudrun Stenzel parallel dazu in ihrem gleichnamigen, beim Loewe Verlag erschienenen Buch anbietet. Natürlich wirken die kindlichen Sänger in Maskes Tierstimmen-Kaleidoskop „Mäh sagt das kleine Lamm“, das man als Perpetuum mobile unendlich weiterführen könnte. Das Zeug zum Hit hat wahrlich Maskes „Sahst du schon mal, schon mal einen Wal? Tritt nie, nie, nie, nie niemals auf den Schwanz vom Wal!“ Wir wollen es nicht versuchen und dafür lieber eine dieser CD-Neuerscheinungen auflegen.



Helmut Peters

Nach Flattermäusen und Piraten heißt es „Leise, leise, der Mond geht auf die Reise“

das poppige Rockmusical-Ambiente und Sound-Collagen, aus denen Günther Geisingers Akustik-Gitarrensoli angenehm hervorstechen. Schlichte, begrenzt wertvolle Verse von Susanne Steffe bemühen bekannte Motive, während das Gemeinschaftswerk der Macher, „Papperlapapp im Zauberwald“, wirklich reizend ist. Schade, dass die kindlichen Stimmen und Interpretationen auf Nebenrollen begrenzt bleiben und das charmante Heinzelmännchen-Mitmachlied von einer Frau gesungen wird. Schön ist allerdings, wie sich Musik und Texte gegenseitig durchdringen und die knappen Passagen kurzweilig in die unterschiedlichsten Mär-

pfefferschotenfischmusketenkattenjammerwutgeheulemeutereiundeiterbeule“. Und beim Anblick des einäugigen Pirateneddys fragt sich der Käpt'n und Kinderfreund, ob Osterhasen überhaupt schwimmen können.

Wer nach der Begegnung mit Zauberwesen, Flattermäusen und Piraten Probleme mit dem Einschlafen bekommt, sollte unbedingt zu Patmos' Schlaflieder-CD „Leise, leise, der Mond geht auf die Reise“ oder Jumbos „Alle Tiere hab ich gern“ greifen. Großartig agieren im Rahmen der aus verschiedenen Quellen stammenden Produktionen der Hamburger Kinderchor Cantilene, die Ess-

Im Land der Zwerge.

Patmos ISBN 3-491-24089-1

Bei Zwergen, Elfen und Trollen.

Ökotoxia ISBN 3-936286-22-1

Kleine Vampire.

Igel ISBN 3-89353-814-3

Piraten ahoi!

Patmos ISBN 3-491-88801-8

Leise, leise, der Mond geht auf die Reise.

Patmos ISBN 3-491-88796-8

Alle Tiere hab ich gern.

Jumbo ISBN 3-89592-897-6

Großtat mit kleinen Schwächen

Man muss Gidon Kremer zustimmen, wenn er im Geleitwort dieses „Lexikons der Violine“, das „Fehlen eines zuverlässigen und umfassenden Kompendiums zur Violine“ feststellt. Die Literatur zum Thema Violine ist zwar sehr umfassend, aber gelungene Versuche, alle Aspekte des Instruments strukturiert zusammenzuführen, gab es bisher wenige. Kann ein einzelnes Werk diesem Anspruch überhaupt gerecht werden?

An ein neues Lexikon, das so hochwertig aufgemacht ist wie dieses, kiloschwer in der Hand liegt und mit über 100 Euro nicht eben billig ist, darf der Käufer und Nutzer einige Ansprüche stellen. Er erwartet eine gewisse Vollständigkeit, Geschlossenheit und nicht zuletzt eine größtmögliche Aktualität.

Das „Lexikon der Violine“ informiert mit gut 700 Einträgen über das Phänomen Violine in seiner ganzen Bandbreite. Wer sich über den Geigenbau und seine Meister, über die Wandlungen der Spielpraxis, über Pädagogik und Repertoire sowie über die großen Virtuosen informieren will, ist zunächst einmal mit den Grund- und Rahmendaten gut versorgt. Er kann sich in ein Thema einlesen und dieses bei Bedarf mit weiterführender Literatur vertiefen. Wertvoll sind die Quellenangaben zu jedem Artikel. Viele Originalartikel aus einschlägigen Fachzeitschriften wurden berücksichtigt, was letztlich für die Qualität der Autorenrecherche spricht.

Nicht zu übersehende Schwächen hat das Werk, an dem immerhin 30 Autorinnen und Autoren mitgearbeitet haben, im Interpretenteil. Es ist sicher keine leichte Aufgabe, zu

gewichten und Grenzen zu ziehen hinsichtlich der Frage, welcher Interpret würdig ist, in einem Lexikon dieser Art zu erscheinen. Ein Nachschlagwerk, das ja für eine längere Zeit als Recherche- und Informationsquelle angeschafft wird, sollte zum Zeitpunkt des Erscheinens aber so aktuell wie möglich sein. Schon ein Blick in das Artikelverzeichnis am Anfang des Lexikons lässt jedoch erkennen, dass eine Reihe namhafter Geigerinnen und Geiger fehlen und nicht sorgfältig genug gewichtet wurden. Namen wie Vadim Repin, Julian Rachlin, Isabelle Faust, Isabelle van Keulen, Antje Weithaas, Sarah Chang, Leonidas Kavakos oder Augustin Dumay, die im internationalen Konzertbetrieb unübersehbar präsent sind, sucht man vergebens. An die hoch begabte junge Generation, wie sie etwa durch Julia Fischer oder Elisabeth Batiashvili repräsentiert wird, wagt man gar nicht zu denken. Für solche Auslassungen „Platzgründe“ anzuführen, wie im Vorwort geschehen, ist aus Qualitätsgründen kaum zu rechtfertigen. Dagegen ist einem Phänomen wie Vanessa Mae, die als Klassik-Künstlerin nie wirklich eine Rolle gespielt hat und deren Sternchen am Pop-Himmel längst im Sinken ist, mehr als eine halbe Seite gewidmet! Sehr positiv fällt an-



dererseits auf, dass ein so ideenreicher und fähiger Geiger wie Ingolf Turban gebührende Beachtung findet und endlich auch einmal Gerhard Taschner in einem Nachschlagwerk ausführlich als herausragende geigerische Begabung gewürdigt wird.

Das „Lexikon der Violine“ liefert auf einen Griff eine Fülle von Informationen zum Thema. Es in einem gut lesbaren, nicht übertrieben musikwissenschaftlichen Stil geschrieben.

Die Angaben in der Bibliographie am Ende hätten vollständiger sein können. So findet sich hier beispielsweise kein Hinweis auf die umfangreichen Buchreihen über Geiger des amerikanischen Verlages „Paganiniana Publications“ (New Jersey), die leider nicht mehr erhältlich sind. Sehr hilfreich sind im Gegenzug die Hinweise auf einschlägige Internet-Websites im Anhang, die den schnellen Zugriff auf aktuelle Informationen ermöglichen.

Norbert Hornig

Stefan Drees (Hrsg.): Lexikon der Violine. Baugeschichte, Spielpraxis, Komponisten und ihre Werke, Interpreten; mit einem Geleitwort von Gidon Kremer. Laaber 2004, Laaber, 805 S., 118,- Euro

Autor oder Ausgangspunkt?

Weniger als Ergänzung denn als „Gegenstück“ zu seinem vor vier Jahren veröffentlichten „Perotinus musicus“ will Flotzinger sein Bemühen um den ca. 1201 in Paris gestorbenen Sänger, Gesangsmeister, Kanoniker und Priester Leoninus verstanden wissen. Dass dieser keineswegs mit dem eine Generation älteren Dichter Leonius identisch ist, wird schlüssig bewiesen. Doch die Klärung biographischer Details und mit ihr eine fundierte Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand fungiert „nur“ als Vorspiel zum eigentlichen Mittelpunkt des Buches, dem „Magnus liber organi“, der in Handschriften und Fragmenten aus dem 13. und 14. Jahrhundert überliefert ist.

Bislang wurde Leoninus als „Autor“ genannt. Flotzinger dagegen sieht in ihm lediglich den „Ausgangspunkt“ dieser bedeutenden Quelle von Offiziums- und Messge-

sängen. Nachfolgenerationen hätten das Repertoire später schrittweise ergänzt. Sie hätten laut Flotzinger den revolutionären Schritt von der „relativ einfachen Zweistimmigkeit zur komponierten Drei- und Vierstimmigkeit getan“ und ein umfassendes Regelwerk aufgestellt. Dass das zweistimmige Repertoire des „Magnus liber organi“ neben diesen neuen drei- und vierstimmigen Sätzen weiter gepflegt wurde, macht Flotzinger glaubhaft deutlich. In diesem Zusammenhang datiert er die so genannte Notre-Dame-Notation neu, die im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts von Leoninus' vormodalen Zeichensystemen geprägt war. Anfang des 13. Jahrhunderts beginnt mit der Modalnotation dann ein neuer Abschnitt innerhalb der europäischen



Musikgeschichte. Deshalb ist es sinnvoll, den Begriff der „Notre-Dame-Epoche“ lediglich auf Leoninus anzuwenden, während das 13. Jahrhundert mit dem Terminus „ars antiqua“ zutreffender charakterisiert ist.

Ein Glossar erleichtert die Lektüre der sehr speziellen Materie. Sie wird allerdings von Flotzinger lebendig und so allgemeinverständlich wie möglich dargestellt. Eine Liste der ausgewählten Literatur erlaubt eine Vertiefung in dieses spannende Kapitel der europäischen Musikgeschichte.

Ingeborg Allihn

Rudolf Flotzinger: Leoninus musicus und der Magnus liber organi. Bärenreiter, Kassel 2003, 223 S., 29,95 Euro

35.000 Adressen

Das „International Music Directory 2004/2005“ dokumentiert als Nachfolger des „European Music Directory“ in umfassender Weise die internationale Musikbranche. In der aktuellen englischsprachigen Ausgabe des K. G. Saur-Verlags sind mehr als 35.000 Adressen weltweit aufgeführt. Das Verzeichnis umfasst über 1.000 Seiten, die in zwei Bänden zusammengetragen sind. Der erste Band führt zunächst Orchester und

Ensembles, Chöre und Vokalensembles von Albanien bis Venezuela auf, gibt Adressen von Musiktheatern, Wettbewerben und Festivals an. Nicht nur die Berliner Philharmonie taucht hier mit vollständiger Anschrift auf, auch das „Folk Orchestra of Giandja Philharmony“ in Aserbaidschan, die „Musica Antiqua Serbiana“ oder das „Takasaki Festival“ in Japan sind verzeichnet. Außerdem findet man Konzert-, Management- und Promoti-

on-Agenturen sowie Ausbildungsinstitutionen, Lern- und Fortbildungskurse. Der zweite Band konzentriert sich auf Radio und Fernsehen, führt Bibliotheken, Verlage und Verbände auf. Auch Museen und Fördervereine sind hier vermerkt. Das komplette Nachschlagewerk kostet 348,- Euro.



Der Marsch der Zwerge

Im Nachhinein wundert man sich, warum zuvor niemand auf diese Buchidee gekommen ist. Der Frankfurter Musikwissenschaftlerin Marion Saxer fiel auf, dass es kaum Erfahrungsberichte zum Thema „früher Instrumental-Unterricht“ gibt; selbst in Künstlerbiographien sind sie rar. Saxer, am Institut für Neue Musik und Musikerziehung Darmstadt engagiert, bat also zeitgenössische Komponisten, ihre Erinnerungen an erste Berührungen mit Musik und an den Musikunterricht aufzuschreiben. Enstanden ist mit dem Band „Anfänge“ eine Sammlung von 45 sehr persönlichen autobiographischen Aufsätzen in je ganz eigener Tonart; ergänzt um einen Anhang mit Fragebogen-Ergebnissen, Kurzbiographien und Werkverzeichnissen.

Die so anrührenden wie selbstironisch-humorvollen Berichte reichen durch ein halbes Jahrhundert Musikerziehung: von György Ligeti und Dieter Schnebel über Barbara Heller, Gerhard Stäbler und Wolfgang Rihm bis zu Annette Schlünz und Moritz Eggert. Ein Band, der für all jene lesenswert ist, die neugierig sind auf die musikalische Kindheit und Jugend etwa von Karlheinz Stockhausen oder Mauricio Kagel.

Denn die anekdotenreichen Aufsätze geben Auskunft über direkte Unterrichtserfahrungen hinaus. Die Beschreibung erster Noten-Schlüsselerlebnisse gewissermaßen fehlt bei keinem. Das sind vor allem herausragende Hörerlebnisse (häufig Bach!) – ob

am Radio oder im Konzert. Da sehen wir den Knirps György Ligeti – versessen aufs Plattenhören –, wie er als Dreijähriger förmlich am alten Kurbelgrammophon seines Vaters klebt, an seinem Lieblingsstück „Marsch der Zwerge“ aus Griegs „Peer Gynt Suite“. Als Fünfjähriger hat er sich dann schon „wegen diesem Marsch der Zwerge geschämt“ und machte Beethovens „Eroica“ zu seinem Helden.

Deutlich wird auch, dass diese Hörerlebnisse bald schon in eigene Kompositionsversuche münden – mit sehr unterschiedlichen Reaktionen der musikpädagogischen wie familiären Umwelt. Karlheinz Stockhausens häusliches Improvisieren am Klavier etwa war rüden Kommentaren von Haushälterin Luzi ausgesetzt. Umso beglückter ist er, als er erstmals in der Gaststätte der Gattin des Musiklehrers „konzertieren“ darf. Einer wie Robert HP Platz hingegen entzog sich dem elterlichen Zwang zum Vorspielen, indem er „vor wichtigen Gästen absichtlich erbärmlich versagte“. Auffallend geliebt allerdings wurde von den meisten zukünftigen Komponisten das gemeinschaftliche Musizieren.

Vom Thema „Motivation“ und „Üben“ über den Einfluss von Lehrerpersönlichkeiten bis zum Finden des individuell richtigen Instruments reichen die vielfältigen Aspek-



te. Mancher künftige Klangkünstler begann mit Spielzeuginstrumenten wie der „Clarina“ (Volker Blumenthaler) oder als Trompeter bei der Feuerwehrkapelle (Detlev Glanert). Wolfgang Rihm fand zum Klavier, obwohl er erst nicht einsah, „warum die beiden Hände nicht dasselbe spielen sollten“.

Einige entdeckten ihr Instrumentarium erst spät, wie der heute auch dank seines experimentellen Instrumentenbaus wichtige Komponist Volker Staub. Bei ihm ging es eigentlich erst richtig los, als er mit Forschergeist sein altes Übeklavier restlos auseinandernahm. „Saiten freigelegt“, wie Staubs Erinnerungstext heißt, hat dieser reiche Materialband eine Menge. Es ist ein wertvoller Beitrag, um das Thema Musikerziehung auf attraktive Weise stärker ins allgemeine Bewusstsein zu rücken. Vor allem, weil er eindrucksvoll die Bedeutung der – klassischen – Musik für die kindliche Empfindungswelt dokumentiert. Diese „Anfänge“ sollten eine Fortsetzung finden.

Svenja Klaucke

Marion Saxer (Hg.): Anfänge. Erinnerungen zeitgenössischer Komponistinnen und Komponisten an ihren frühen Instrumentalunterricht. Wolke, Hofheim 2003, 200 S., 19,- Euro

Musikalische Reduktion

In „reduktion – zur aktualität einer musikalischen strategie“ veröffentlicht der Autor Peter Niklas Wilson Essays und Kurzbetrachtungen über die grundlegenden Aspekte musikalischer Reduzierungen und die Verringerung musikalischer Komplexität auf den Ebenen Struktur und musikalische Praxis. Komponisten und Improvisatoren wie Peter Michael Hamel oder der Percussionist Burk-

hard Beins liefern in Form von Statments Gastbeiträge, in denen sie ihre Sichtweisen von musikalischer Reduktion verdeutlichen. Wilson weist im Vorwort darauf hin, dass sich sein Ansatz über die allgemeinen Grenzen von Aussagen und Einordnungen der so genannten „Minimal-Music“ hinwegsetzen soll. „Musikalische Reduktion“ hingegen ist ihm ein passender Ausdruck für seine Betrachtungsweise.

Das 140 Seiten starke Buch ist mit vielen Abbildungen und Fotos illustriert, eine CD im Anhang beinhaltet Klangbeispiele. Literaturverzeichnis und Personenindex erleichtern die gezielte Suche. Das Buch ist bei Schott erschienen und kostet 24,90 Euro.



Der neue Kertész in szenischer Lesung

Über Auschwitz kann man nur einen schwarzen Roman schreiben, einen mit allem Respekt gesagt: Kolportageroman in Fortsetzungen, der in Auschwitz beginnt und bis zum heutigen Tag dauert. Womit ich sagen will, dass seit Auschwitz nichts geschehen ist, was Auschwitz aufgehoben, was Auschwitz widerlegt hätte. Der Holocaust konnte in meinem Werk niemals in der Vergangenheitsform erscheinen“, erklärte der ungarische Schriftsteller Imre Kertész 2002 in seiner Nobelpreisvorlesung sein Lebensthema. Auch in seinem jüngsten Roman, „Liquidation“, ist die Vergangenheit nicht abgeschlossen. Trotzdem weist das Werk in die Zukunft, wohin das Erbe des Holocaust auch ohne Zeitzeugenschaft weitergetragen werden wird. Die Generation, die in „Liquidation“ handelt, tritt thematisch die Nachfolge der früheren Bücher „Roman eines Schicksallosen“ und „Kaddisch für ein nicht geborenes Kind“ an und steht an der Schwelle zu dieser künftigen Welt. Weil der Auschwitz-Überlebende Kertész die Echos aus drei Zeiten – dem Dritten Reich, dem ungarischen Sozialismus und den 1990er Jahren – zu einem großartig komponierten Gesamtwerk voller erzählerischer Hinterreppen montiert, bietet sich die Form der szenischen Lesung für die Hörbuchfassung an. Zudem unterstreicht diese, exzellent realisiert, die romaneigene Zweiteilung in Rahmen und Kernstück.

Weil die Rahmenhandlung von Werner Rehm in nüchtern-sachlichem Ton gelesen wird, verhält die eingangs vom Ich-Erzähler und Lektor Keserú gestellte, existenzielle Verzweigungsfrage „Bin ich, oder bin ich nicht?“ umso tragischer im Nichts seiner Langeweile. Keserú blickt zurück: Vor neun Jahren nahm sich sein Freund B. das Leben. Was seither geschah, kann Keserú in einem Theaterstück namens „Liquidation“ nachschlagen, mit dem Schriftsteller B. die Jahre nach seinem Tod prophetisch beschrieb. In dieser Tragödie treten nun verschiedene Personen auf. Sie alle bekommen eigene Stimmen, doch für B., der die Last eines unerzählbaren, im Vernichtungslager begonnen Lebens trug, spricht sein Freund Keserú – als Chronist der Ereignisse. Dieter Mann liest den Lektor, in dessen Erinnerung B. alle Weisheit, aber auch alle Resignation seiner Welt noch einmal aussprechen darf, in dem langsamen, dunklen Tonfall eines Menschen, in dessen Seele bittere Geheimnisse



einen Ausweg suchen. Mann vereint in der Melancholie seiner Stimme das Wesen Keserús, dessen Leben dort sinnlos geworden ist, wo das Theaterstück endet, und das von B., der illegal geboren und grundlos am Leben geblieben zu sein glaubte und darum sein Dasein durch die Entschlüsselung der Chiffre Auschwitz legitimieren wollte. Dort, wo er diesen vergeblichen Versuch unternimmt, tritt B.s ehemalige Ehefrau Judit in die Handlung ein, deren Leben im von den Eltern verlängerten Schatten des Konzentrationslagers stattfindet. Und auch Judit repetiert, klar und mädchenhaft gelesen von Anita Lochner, ihr Dasein an der Seite von B. Dort erkennt sie schließlich, dass sie die Welt, die zwar „eine Welt von Mördern“ ist, trotzdem als einen Ort sehen möchte, an dem man leben kann. Judit verbrennt B.s Roman, diese Anklageschrift an das Leben, und kämpft in einem Dialog mit ihrem zweiten Mann, Adam, um künftiges Glück als letzte Erbin einer für sie nun verarbeitbar gewordenen Geschichte. In einem hell-dunklen, diametralen Wechselgesang der Stimmen von Anita Lochner und Gunter Schoß, der um die historische Mitgift von Judits und Adams Kindern kreist, endet das Theaterstück „Liquidation“. „Nach meiner Auffassung stoße ich“, sagte Kertész in Stockholm, „wenn ich mich mit der traumatischen Wirkung von Auschwitz auseinandersetze, auf die Grundfragen der Lebensfähigkeit und kreativen Kraft des heutigen Menschen; das heißt, über Auschwitz nachdenkend, denke ich paradoxerweise vielleicht eher über die Zukunft nach als über die Vergangenheit.“

Julika Pohle

Imre Kertész: Liquidation. Gelesen von Dieter Mann, Werner Rehm, Anita Lochner, Gunter Schoß, Volker Risch, Moritz Stoepe, Andrea Wolf und Friedhelm Ptok. Regie: Hans Drawe. Der Audio Verlag ISBN 3-89813-297-8 (4 CD)



Ich würde vorziehen, es doch zu hören

Eine neue Hörbuchreihe aus der Schweiz, die sich schlicht und doch viel sagend „Sprechtheater“ nennt. Und gleich eine der ersten drei Produktionen wurde mit dem Deutschen Hörbuchpreis ausgezeichnet: Ueli Jäggis Vortrag von Melvilles „Bartleby“ erhielt ihn in der Kategorie „Beste Interpretation“. Aus der Begründung der Jury: „Die viel gedeutete und nie enträtselte Erzählung“ werde durch Jäggis Stimme „zum neuen Ereignis“, „elektrisiert“ reagiere „das Nervenzentrum des Zuhörenden“ auf seine „kluge wie suggestive“ Lesung. Dem ist nicht zu widersprechen.

Jäggi, 2001 von der Zeitschrift „Theater heute“ zum Schauspieler des Jahres gewählt, ist Ensemblemitglied in Zürich. Hier stellte er vor drei Jahren im Rahmen eines „Monologfestivals“ diese Textfassung vor, die er gemeinsam mit Isabel Osthuus erarbeitet hatte. Sie ist wesentlich kürzer als diejenige, die Gustav-Peter Wöhler für „Hörbuch Hamburg“ eingelesen hat (siehe FF 5/2004), und basiert auf der Übersetzung von Isabell Lorenz, die den schwierig zu transponierenden Kernsatz des Werkes, „I would prefer not to“, nahezu wörtlich wiedergibt als „Ich würde vorziehen, es nicht zu tun“ und somit zu einer weit weniger gestelzten Lösung findet als John von Düffel in seiner Version.

Zu Jäggis unpräntiösem Vortrag, der sich viel Zeit nimmt und Pausen, entspannt und spannungsvoll zugleich, auskostet, gesellt sich Thomy Häusermanns dezentes „Sounddesign“, das aus nicht viel mehr als den fortwährend piepsenden Wähltonen eines Telefons besteht.

Kein Zweifel, von „Sprechtheater“ können Hörbuchfreunde noch viel erwarten. Und wollte man Herman Melville widersprechen, könnte man sagen: I would prefer to ...

Jörg Hillebrand

Herman Melville: Bartleby, der Schreiber. Gelesen von Ueli Jäggi. Hastings ISBN 3-907877-00-4



Gut versteckter Schatz

Hinter dem dilettantisch gestalteten Booklet mit den vielen Druckfehlern verbirgt sich ein wahres Juwel der Hörbuchgeschichte: sieben kurze Erzählungen von Wolfgang Borchert; fünf davon bereits 1978 erstmals veröffentlicht und damals durch den Deutschen Schallplattenpreis empfohlen, sechs davon aufgenommen in Zusammenarbeit mit der Mutter des Dichters, der 1947 im Alter von nur 26 Jahren starb, die siebte nachträglich „Life“ (sic) mitgeschnitten.

Spätestens bei dieser siebten und letzten Lesung merkt man, wie viel Zeit Horst Peters sich im Studio für Borcherts Prosa gelassen hat, wie scheinbar seelenruhig er seinen oftmals so lakonischen Worten nachlauscht, genussvoll besonders immer dann, wenn er einen abschließenden Konsonanten sich hat im wahrsten Sinne des Wortes auf der Zunge zergehen lassen. In der Titelerzählung erzeugt er auf diese Weise eine derart Furcht erregende, gespenstische Atmosphäre, dass man nur noch darauf wartet, selbst die Stimmen in der Nacht zu hören.

Thematisch atmen die Texte alle den Geist von „Draußen vor der Tür“, und ebenso, wie Borchert sein berühmtes Heimkehrerdrama ursprünglich als Hörspiel konzipiert hatte, sind auch die Erzählungen „in gewisser Weise Hörstücke oder Stücke für Stimmen, wobei die Stimmen freilich nicht bloß auf dem Papier stehen, sondern sich abheben, ins Ohr gehen und ihr eigenes Klangkonzert entfalten“, so Peter Rühmkorf. Dass er den Einführungstext verfasst hat, lässt den flüchtigen Betrachter immerhin ahnen, was für einen Schatz er da in Händen hält. Also: Nicht durch die schlamperte Aufmachung abschrecken lassen! Der Inhalt zählt. Anhören!

Jörg Hillebrand

Wolfgang Borchert: Stimmen sind da in der Luft – in der Nacht, Mein bleicher Bruder, Nachts schlafen die Ratten doch, Die Küchenuhr, Das Brot, An diesem Dienstag, Die drei dunklen Könige. Sound Star/Liebermann CD 30125

321 Augen bohrten sich in die Nacht

Einer aktuellen Studie zufolge lachen Erwachsene nur noch 15 Mal am Tag im Gegensatz zu Kindern, die es auf sage und schreibe 400 Mal bringen. Wir berufen uns auf Forschungsergebnisse so genannter Gelotologen (Humorforscher), die das „Hamburger Abendblatt“ im Februar 2004 zur Veröffentlichung brachte. Wenn Sie angesichts solch niederschmetternder Zahlen Ihr Lachaufkommen, das Ihnen nicht nur ein besseres An- und Aussehen, sondern auch einen gesteigerten Serotonin-Ausstoß inklusive verringertem Herzinfarktrisiko sichern würde, steigern möchten, greifen Sie am besten zur Neuauflage des BR-Hörspielklassikers „Dickie Dick Dickens“ (1957/58) mit Karl-Heinz Schroth und Marlies Schoenau in den Hauptrollen. „Gefürchtet, verachtet, gehasst“, so charakterisiert der Erzähler den großen Gauner, der wegen Gefängnisaufenthalt zwar nur 68 Prozent seines Lebens in Chicago zugebracht, aber auf seine Art beigetragen habe, „der herrlichen Millionenstadt ihren geheimnisvollen Glanz zu geben“. In „Dickie Dickens und das Veilchen, das im Verborgenen blüht“ beginnt er seine Laufbahn mit dem Diebstahl einer wasserdichten Damenpräzisionschenuhr, die noch dazu zehn Minuten nachgeht. Nicht nur dabei sprudeln die Gags und Pointen nur so hervor. Nach drei Sekunden freistehenden Auspuffbrummeln kommentiert der Erzähler: „Das war Chicago“, und setzt gleich nach: „322 Augen bohrten sich in die Nacht, genau genommen 321, denn einer der Mitspieler war einäugig.“

Neben dem eher kühlen Schroth brilliert Fritz Wilm Wallenborn als Erzähler, der scheinbar teilnahmslos, doch von der Geschichte ganz und gar eingenommen die persiflierenden Zwischentexte wie ein Reporter darbietet. Rolf und Alexandra Beckers literarische Vorlage ist Parodie erster Güte, die Walter Netzsch (Regie) voller Vergnügen und Süffisanz in Szene setzt. Ausnahmslos alle Schauspieler, darunter Lore Bronner als atemlose und von allem begeisterte Mummie Tobo-Dutch oder Ado Riegler als Mr. Mocklebirdpinkshower, sind großartig. Die Lebendigkeit der rasant-ab-

wechslungsreichen Abenteuer auf diesen fünf CDs Krimi-Persiflage zum Satthören ist aber nicht zuletzt das Verdienst Netzschs und seiner hoch differenzierten Verblendungs- und Schnitttechnik.

Mehr aus der Schreibwerkstatt Rolf E. Beckers alias Malcom F. Browne bietet „Goya Lit“, ein Unter-Label des Hamburger Verlages Jumbo Medien, mit acht Episoden aus „Gestatten, mein Name ist Cox“ in historischen Aufnahmen. Bei dieser 1952 entstandenen Produktion des Nordwestdeutschen Rundfunks spricht Schroth ebenfalls die Hauptrolle, diesmal allerdings keinen Gannoven, sondern seinen Jäger. Beckers „Cox“ ist weniger eine Komödie als ein spannender, aus Mosaiksteinen sukzessive sich aufbauender Krimi. Zu lachen hat der Lebenskünstler und Glücksspieler Paul Cox nämlich nichts, denn Scotland Yard verdächtigt ihn wegen Mordes. Ungerechtfertigterweise, versteht sich, und so sucht Cox auf eigene Faust nach dem Mörder. Die Nonchalance und Unbekümmertheit, die Schroth dem in etlichen Kostümen herumirrenden Hobbydetektiv verleiht, stechen auffallend von den missgelaunten Charakteren der britischen Polizei ab. Neben Manfred Steffen gibt es hier längst verstorbene Hamburger Schauspielergrößen zu bewundern; sogar Wolfgang Borchert hat eine kleine Rolle. Technisch ist die Qualität dieser Reproduktion schon wegen ihres hohen Rauschanteils hingegen weniger befriedigend als die „Dickie Dickens“-Serie.

Helmut Peters

Rolf und Alexandra Becker: Dickie Dick Dickens. Der Hörverlag ISBN 3-89940-063-1 (5 CD)

Malcom F. Browne: Gestatten, mein Name ist Cox. Goya Lit ISBN 3-8337-1052-7 (4 CD) und ISBN 3-8337-1053-5 (4 CD)